



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Biehringer, F.: Langobardische Reste in Cividale

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

an Gemeinden nicht immer für mehrere anstatt nur für ein Jahr bewilligen könnten, ob die Beamten, die ein Dienstversum beziehen, dieses nicht ebenso wie ihren Gehalt vierteljährlich anstatt monatlich bekommen, und ob die vielen weitläufigen Bescheinigungen, die die Oberrechnungskammer fordert, nicht eine wesentliche Einschränkung erfahren dürften.



Langobardische Reste in Cividale

Von f. Viehringer



ieblich an sanft gerundete Grashügel angeschmiegt, deren weiche Linien sich nach Norden zu in spitz ansteigende, waldbedeckte Höhenzüge verlieren, über denen fern am Horizont in lang sich hinziehender, ununterbrochener Bergkette das jäh aufragende, schroffe Gestein der Venezianer Alpen zum Vorschein kommt, erhebt sich im blühenden, rebenumspunnenen Gelände Cividale, die ehemalige Hauptstadt Friauls und die Geburtsstätte des Paulus Diakonus, des Geschichtschreibers der Langobarden. Ein Hauch träumerischer Beschaulichkeit lagert über dem fern von der großen Heerstraße liegenden, nur durch eine Zweigbahn mit Udine verbundenen Orte. Ode und menschenleer erscheinen die engen, sauber gehaltenen Straßen, auf deren Pflaster laut der Schritt des rasch Dahineilenden hallt, während oben an den mit grünen Läden geschmückten, einstöckigen Häuserreihen manchmal flüchtig der Schatten einer Gestalt hinhuscht, oder sich wohl auch mit leisem Knarren ein Fenster öffnet und neugierige, verwunderte Blicke dem Fremdling folgen, der sich in diese Weltabgeschlossenheit verliert. Denn Cividale nimmt unter den vielen Kunststätten der apenninischen Halbinsel, die durch ihre Denkmäler aus dem Altertum oder den glänzenden Tagen der Renaissance alljährlich das sehnlichst erstrebte Ziel zahlloser Pilgerscharen sind, nur eine sehr untergeordnete Stellung ein. Aber dieser bescheiden hindämmernde Ort birgt doch einen Schatz in sich, der ihm zwar nicht die flüchtige Beachtung der großen Menge, wohl aber das bleibende Interesse der Leute sichert, die Kunstwerke nicht an sich, sondern im Rahmen ihrer Zeit als den Ausdruck einer bestimmten Stufe in der Kulturentwicklung betrachten. Es haben sich ja hier die einzigen beglaubigten Skulpturüberreste des deutschen Stammes erhalten, der bei seinem Einfall in italienisches Gebiet rücksichtsloser als irgendein andres germanisches Volk hauste, dort in wilder ungezügelter Naturkraft die letzten antiken Überlieferungen über den Haufen warf und mit beispielloser Zähigkeit an den Sitten und Gewohnheiten der Altvordern festhaltend während zwei Jahrhunderten Italien beherrschte, bis das durch äußere und innere Kämpfe zerrüttete Reich unter der Hand eines Stärkern in Trümmer ging.

Allerdings wäre es verfehlt, Cividale mit der Voraussetzung zu betreten, hier eine Stadt, die der Schöpfung des großen Ostgotenkönigs zur Seite zu stellen wäre, ein Klein-Navenna zu finden. An Bildung und Gefittung standen

die Langobarden dem für griechische Kultur empfänglichen Stamme der Goten weit nach. Auf die kriegerischen Hirten und Jäger, denen die bescheidne Holzhütte im schattigen Waldtal als Unterschlupf völlig genügte, war während ihres zweihundertjährigen Aufenthalts in Pannonien die Nähe von Byzanz ohne jeden Einfluß geblieben. Es lag ja schon die Unfähigkeit, sich neuen Verhältnissen anzupassen, tief in dem Charakter der Langobarden, in dem starren Festhalten an den altüberlieferten, durch die Erinnerung an die den Vätern geheiligten Bräuche begründet, ein Charakterzug, der sich vor allem in der fast unausrottbaren Verehrung des alten Stammesgottes Wodan noch zu einer Zeit kundgibt, wo sich das ganze Volk längst zum arianischen Glauben bekannte. Dieser Zug ins Mythisch-Mytische haftet sogar noch im neunten Jahrhundert dem gelehrtesten Vertreter des nicht allzu denkreifen Volkes Paul Warnefried oder Paulus Diaconus an, der in seiner unter Karl dem Großen verfaßten Geschichte der Langobarden bunt zusammengewürfelt Mythen und sagenhafte Erzählungen in den Gang der geschichtlichen Darstellung mischte. Zudem mochten die vielen Kämpfe mit feindlichen Nachbarn, der vereinigten Macht des Papstes, des byzantinischen Kaisers und der Franken sowie das früh geschwächte Ansehen des Königs, der in immerwährendem Streit mit seinen übergewaltigen, unbotmäßigen Herzögen lag, der gedeihlichen, friedlichen Entwicklung des Volkes hemmend im Wege stehn.

Diese Verhältnisse mußten auch der Ausbildung eines den Stammeseigentümlichkeiten entsprechenden Stils in der Kunst unüberwindliche Schwierigkeiten entgegensetzen. Die rege Bautätigkeit, die wir trotz allen diesen Wirren nach innen und nach außen hin vielfach von den katholisch gesinnten Herrschern auf dem langobardischen Throne, so einer Theodelinde, einem Bertarix, Luitprand usw. entfalten sehen, muß deshalb in der ersten Zeit direkt auf römische oder auf byzantinische Künstler zurückgeführt werden und wird sich sicher auch später, als ab und zu Baumeister mit langobardischen Namen auftreten, im großen und ganzen auf die Nachahmung fremder Vorbilder beschränkt haben. Daß das von dem Goten Valcanus auf Befehl König Rotaris 643 niedergeschriebne Langobardenrecht, das auf heimischer Überlieferung beruht und das bedeutendste Gesetzeswerk der damaligen Zeiten ist, eingehende Bestimmungen über das Bau- und das Zünfswesen der Steinmeger enthält, kam an der Annahme kaum etwas ändern. Sollten aber doch einzelne Bauwerke langobardischen Meistern ihre Entstehung verdanken, so sind wir heutzutage leider nicht mehr imstande, uns über deren Fähigkeiten ein Urteil zu bilden, weil sich auch nicht eine der damals aufgeführten Kirchen, der zahlreichen Klöster und Paläste in der ursprünglichen Form bis heute erhalten hat. Es ist ja nachgewiesen, daß die früher den Langobarden zugeschriebnen Gotteshäuser zu Pavia, Mailand, Lucca, Spoleto und Benevent in ihrer heutigen Gestalt einer viel spätern Zeit, dem elften oder dem zwölften Jahrhundert entstammen.

In Cividale dagegen sind uns aus dem achten Jahrhundert einige Werke erhalten, die sich mit Bestimmtheit auf langobardischen Ursprung zurückführen lassen und deshalb als der Ausdruck langobardischer Kunstweise erklärt worden sind. Allerdings zeigen sie einen Stand der Kunst, den man mit den ersten Versuchen ungeschickter Kinderhand vergleichen kann. Es ist jedoch nachgewiesen,

daß sich Werke desselben Stils schon im sechsten Jahrhundert in Dalmatien, so an den jüngst ausgegrabnen Resten einer Basilika zu Knin, an dem Taufbrunnen im Baptisterium zu Spalato und an andern Orten erhalten haben. Von einem Einfluß der Langobarden auf die Kunst kann aber zu dieser Zeit und in einem Lande wie Dalmatien, durch das sie nur die Goten vertreibend und plündernd zogen, keine Rede sein. Bei einem dieser Werke in Cividale, dem Altar des Herzogs Pemmo, haben wir es demnach sicher nicht mit ausschließlich langobardischer, sondern mit einer dem damaligen Zeitgeist entsprechenden Darstellungsweise zu tun. Wird dadurch die Frage, wie hoch man den Anteil der Langobarden an der Entwicklung der mittelalterlichen Kunst einzuschätzen habe, immer mehr ins Dunkle gerückt, so muß man doch jene dalmatinischen Funde insofern mit Genugtuung begrüßen, als man in Italien bis zum heutigen Tage gern die Langobarden für den tiefen Stand der Kunst im siebenten und im achten Jahrhundert allein verantwortlich machen möchte.

Cividale ist noch von Alboin, kurz nach dem Einfall der Langobarden in Italien, an Stelle der von ihm zerstörten forojulianischen Burg, die einst Julius Cäsar am Kamme der Julischen Alpen zwischen Osopo und Ragogna zum Schutze gegen die räuberischen Überfälle der von Norden andrängenden Barbaren errichtet hatte, im Jahre 568 zur Hauptstadt des neugegründeten, seinem Neffen Gisulf oder Grafulf verliehenen Grenzherzogtums Friaul bestimmt worden. Etwa vierzig Jahre danach, als Herzog Gisulf nach verzweifelter Gegenwehr den siegreichen Waffen der Friaul überflutenden Awaren erlag, ist die Stadt nach der Erzählung des Paulus Dikonus durch den Verrat Romildas, des Herzogs eigener Gattin, den Barbaren ausgeliefert und von diesen dem Boden gleichgemacht worden. Doch scheint sie bei der rasch aufblühenden Macht der Söhne des Herzogs, Taso und Rakko, die ihr Gebiet bis Cellia (Cilly) und Medarin (Windisch-Matrei) ausgedehnt haben sollen, rasch wieder aus der Asche erstanden zu sein. Später, als sich die Herzöge Friauls der langobardischen Königsmacht gegenüber eine immer selbstherrlichere Stellung errangen, wuchs natürlich auch das Ansehen Cividales. Den besten Beleg dafür bietet die eigenmächtige Haltung des Patriarchen Callixtus von Aquileja, der es mit seiner Würde unvereinbar fand, daß er in dem stillen Cormons unter einfachem Volk hausen sollte, während der ihm untergebne Bischof Amator in Cividale mit den Fürsten und Edeln der Langobarden zu Tische saß. Kurz entschlossen verjagte er den Bischof im Jahre 737 aus Cividale und schlug selbst seinen Wohnsitz dort auf. Unwillig über eine solche gewalttätige, die Rechte des Landesherren verletzende Tat ließ ihn Friauls Herzog, Pemmo, ins Gefängnis werfen. Aber bald ereilte auch diesen das rächende Geschick; denn König Luitprand, dem es als erstem unter allen Herrschern auf langobardischem Thron gelang, die Macht der übermütigen Herzöge im Süden und im Norden seines Reiches zu brechen, und unter dessen gewaltiger Faust sich das Reich der Langobarden zu einer bis dahin ungeahnten Machtfülle erhob, entsetzte ihn um der eigenmächtigen Gefangennahme eines Patriarchen willen, der nur unter der Gerichtsbarkeit des Reichs stand, seines Landes. Der Zufall hat es gewollt, daß sich gerade von diesen beiden feindlichen Nachbarn in Cividale je ein Werk bis in unsre Zeit erhalten hat. Herzog Pemmo hat

738 in die kleine, heute durch verzapfte Zutaten entstellte Kirche San Martino laut Inschrift einen Marmoraltar gestiftet. Er zeigt nicht die Sarkophagartige weströmische, sondern die tafelartige, viereckige byzantinische Form und ist von auffallender Roheit der Arbeit. Sowohl in der Darstellung an der Vorderseite, bei dem von Engeln umgebenen Christus in der Glorie, als auch bei der Heimsuchung Mariä und der Anbetung der Könige an den Seiten kann man die völlige Unkenntnis des menschlichen Ebenmaßes kaum ertragen. Es haftet diesen flachen, kurzstockigen, wie aus Holz geschnitzten Gestalten mit den unverhältnismäßig langen Armen, den großen, mürrisch verzognen Gesichtern, den kleinen, nur schwach ausgebildeten Füßen etwas Schematisches, Arabeskenartiges an, das an Mosaikvorbilder des byzantinischen Stils erinnert.

Bedeutend stimmungsvoller wirkt das von Callixtus gestiftete Baptisterium, das sich als ein zierlicher Rundtempel in einer Seitenkapelle des von mächtigen grauen Säulen gestützten, hoch gewölbten, aus dem dreizehnten Jahrhundert stammenden Domes erhebt. Nur der Baldachin und die etwa 1,33 Meter breiten und 80 Centimeter hohen Cancellenplatten, auf denen die den Baldachin tragenden Säulen ruhn, sind langobardischen Ursprungs, das übrige ist aus antiken Resten zusammengesetzt. Da diese Steinplatten und auch die Verzierungen oben am Baldachin nur sinnbildliche Darstellungen zeigen, und die Arabeske dem ungeschickten Künstler der damaligen Zeit besser gelingt als die Wiedergabe der menschlichen Gestalt, so macht das Ganze auch bei eingehenderer Betrachtung einen erfreulichern Eindruck als der Pemmoaltar. Sehr roh gearbeitet sind allerdings auch hier die eigentümlich verschörkelten Evangelistensymbole, die deutlich einen dem Germanen eignen Hang zum Stilisieren der menschlichen und der tierischen Gestalt verraten. Im ganzen zeigt die Darstellungsweise eine merkwürdige Vereinfachung altchristlicher Symbole, eine Vereinfachung, die zwar schon an Sarkophagen des fünften und des sechsten Jahrhunderts zu Ravenna auftritt, aber beim Callixtusbaptisterium ihren stärksten Ausdruck findet. Die beiden Palmen, die als Sinnbild des apostolischen Konzils sonst zu beiden Seiten des Gotteslammes erscheinen, sind hier zu zwei arabeskenartigen Blättern zusammengeschrumpft. Noch schlimmer ist es den Vertretern von Sonne und Mond, den trauernden, reliefartigen Halbfiguren über dem Stamme des Kreuzes ergangen, die eine der christlichen Anschauung fernliegende und wohl dem Mithraskult entlehnte Verherrlichung der beiden obersten Gestirne darstellen. Wir finden sie häufig in dieser Form auf Passionsjzenen aus dem frühen Mittelalter, u. a. auch an der aus dem achten Jahrhundert stammenden „Pag“ des Herzogs Ugo von Ceneda im Museum zu Cividale. Am Baptisterium des Callixtus aber sind sie sonderbarerweise als zwei Rosetten oder zwei sternartige, kreisende Gebilde dargestellt.

Erscheinen so diese Werke der Langobardenzeit roh und ungeschickt, ja zum Teil in der Ausführung barbarisch, so ist uns dagegen in dem Oratorium des Ursulinerinnenklosters von Santa Maria in Valle zu Cividale ein Kunstwerk erhalten, das mit zu dem Schönsten gehört, was das achte Jahrhundert überhaupt hervorgebracht hat. Im Jahre 752 von der Gattin König Aistulf's, Petrudis, gestiftet, ist diese Betkapelle wohl mit den heutigen Klosteräumen verbunden, aber durch eine besondere Pforte von der Rückseite aus auch den

Besuchern männlichen Geschlechts erreichbar gemacht. Auf jäh aufragender Fels-
warte dicht über dem grünen Natifone, der in tief ausgehöhlter Schlucht das
kleine Städtchen durchströmt, gewinnt dieser malerische Zugang noch bedeutend
an Reiz, wenn auf die in der Ferne auftauchenden Venezianer Alpen der erste
Schnee gefallen ist und mit der strahlenden Bläue eines wolkenlosen Himmels
in wunderbare Farbenharmonien zusammenfließt.

Man gelangt durch eine kleine Vorhalle mit Inschriften aus römischer und
aus langobardischer Zeit gleich in das Oratorium selbst, und zwar zuerst in
den erhöhten, durch antike Säulen gegliederten kleinen Altarraum und dann in
den schlichten, mit einem einfachen Kreuzgewölbe bedeckten quadratischen Vorraum,
an dessen Westseite eine Tür in das Innere des Klosters führt. Dieses Gemach
war einst dicht mit Malereien bedeckt, von denen heute nur noch Spuren vor-
handen sind. Dagegen hat sich über der Tür die ursprüngliche, auf Veran-
lassung der Königin Peltrudis entstandne Ausschmückung beinahe vollständig
erhalten. Noch ziert die Tür der dicht mit Weinlaub und Neben durchzogne,
diademartig gekrönte Bogen, der auch heute noch für ein Meisterwerk der
Stuckarbeit gelten muß. Darüber schreiten die sechs berühmten überlebensgroßen
weiblichen Gestalten von rechts und von links an ein Tempelchen in der Mitte
heran, worin jetzt an Stelle der Jungfrau Maria die schlecht geschnittne Holz-
figur des heiligen Bernhard sitzt. Man hat vielfach diese Stuckfiguren um der
Feinheit der Ausführung willen dem goldnen Zeitalter byzantinischer Kunstblüte,
dem elften oder dem zwölften Jahrhundert zuweisen wollen. Es steht aber fest,
daß diese sechs Fürstinnen oder Heiligen, die die Namen Agape, Anastasia,
Chionia, Irene, Thekla und Erasma haben, in ihrer Haltung, der einfachen,
linienartigen Anordnung der lang herabfließenden Gewänder, in ihren an-
mutigen, rundlichen Gesichtern, aus denen die Freude glänzt, keine Verwandt-
schaft mit dem mürrisch verzognen Oval der Gesichter, den in schwere Gewänder
gehüllten Gestalten späterer byzantinischer Kunstweise zeigen. Überdies läßt sich
die Verzierung des oben erwähnten Blendarkadenbogens mit den füllhornartig
gewundenen Weinlaubzweigen auch sonst an Werken des achten Jahrhunderts
nachweisen. Es erscheint wohl als ausgeschlossen, daß eine Schöpfung von so
hoher künstlerischer Vollendung langobardischen Meistern ihren Ursprung ver-
dankt; ihr Dasein und ihre Erhaltung ist jedoch ein Beweis, daß die Lango-
barden, wenn es ihnen auch an Geschicklichkeit gebrechen mochte, ähnliche Werke
selbst auszuführen, die Erzeugnisse einer höher entwickelten Kunst wohl zu schätzen
gewußt haben.

Nach dem Wenigen, was sich also in Cividale an Denkmälern jener Zeit
erhalten hat, muß es als eine sehr schwierige Aufgabe erscheinen, daran das
eigentliche Wesen langobardischer Kunststrichtung zu erforschen und so festzustellen,
ob und inwiefern dieses Italien zwei Jahrhunderte lang beherrschende Volk die
Architektur und die Plastik einer spätern Zeit mit schöpferischen Ideen beeinflusst
hat. Dagegen sind auf dem Gebiete der Kleinkunst Werke auf uns gekommen,
die, wenn sie auch über die genannte Frage keine Aufklärung geben, uns doch
den Gedanken- und Wirkungskreis jenes gänzlich verschollenen Stammes, dem
ein eigentümlicher Hang ins Mystische eigen gewesen zu sein scheint, greifbar

vor Augen bringen. Es sind dies Gegenstände des täglichen Lebens, Waffen, Schmuckfachen, Geräte, wie Bronzebecken, Scheren, Kämme, Eimer usw. Wir verdanken ihre Erhaltung dem im Altertum allgemein geltenden Brauch, dem Toten alles, was ihm auf Erden teuer gewesen war, ins Grab mitzugeben. Dieser Brauch gewinnt bei den Langobarden noch eine erhöhte Bedeutung, weil sich in den Anschauungen gerade dieses Volks eine wahrhaft rührende Anhänglichkeit an die Verstorbenen kundgibt. Es sei hier nur an die schöne Sitte erinnert, dem in der Fremde Dahingeshiednen auf dem Friedhof der Heimat als Erinnerungszeichen Stangen zu errichten, an deren Spitze hölzerne Tauben befestigt waren. Die Tauben sahen nach der Himmelsrichtung, wo der Tote seine letzte Ruhestätte gefunden hatte, damit diese den Hinterbliebenen immer im Gedächtnis bliebe.

Schon in den Gesetzen des Notari werden auf die Beraubung der Gräber hohe Strafen gesetzt; diese wurden unter Luitprand noch verschärft. Auch aus der von Paulus Diakonus als Tatsache mitgeteilten Legende von einem Langobarden, der es gewagt hatte, König Rotaris Grab in der Johannisbasilika zu Pavia seiner Kostbarkeiten zu berauben, spricht die fast an Kultus streifende Verehrung dieses Volks für seine Toten. Nach Vollführung der schändlichen Tat, so berichtet er, sei Johannes der Täufer dem Diebe im Traum erschienen und habe ihm von nun an den Zutritt zu seinem Heiligtum verboten. Aber der Verstockte lehrte sich nicht an die Warnung. Jedesmal jedoch, wenn er versuchte, die Kirche zu betreten, fühlte er seine Kehle wie von dem stärksten Faustkämpfer gepackt, sodaß er rücklings zu Boden fiel. Diese fromme Sage hinderte aber den Zeitgenossen des Paulus Diakonus, Herzog Gisibert von Verona, nicht, das Grab Alboins, das unter den Stufen einer zum Palast in Verona führenden Treppe lag, öffnen zu lassen und ihm des Königs Schwert und seinen ganzen Schmuck zu entnehmen, ohne daß sich diesmal wieder ein Heiliger berufen gefühlt hätte, die Rolle der Nemesis zu spielen.

Bei dieser ausgesprochenen Ehrfurcht vor den Toten, bei der Schonung, die man den Gräbern angedeihen ließ, kann es nicht wundernehmen, daß allerorts da, wo dieses Volk einst seine Wohnsitze aufgeschlagen hatte, so in Pannonien, Südtirol und Italien, im Laufe der letzten Jahrhunderte ganze Friedhöfe aufgedeckt worden sind, die sehr wichtige Funde enthalten. Es sei hier nur an die Reihengräberfelder zu Testona, Piedicastello, Civezzano und vor allem an die ausgedehnten Kirchhöfe von Castel Trofino und Nocera Umbra erinnert. Freilich wird neuerdings von italienischer Seite der langobardische Ursprung der letzten wegen der zutage geförderten äußerst kunstvoll gearbeiteten Gegenstände, die bekanntlich im Thermenmuseum zu Rom aufbewahrt werden, angefochten. Man will sie dort bei der heutigen Strömung, den Langobarden jede Spur eines Kunstsinnes abzuspochen, nur noch als gotische Grabfelder gelten lassen.

In Cividale hat man schon in den Jahren 1821 bis 1823 mit Erfolg Ausgrabungen vorgenommen, zu denen sich solche in den achtziger Jahren, und zwar auf dem Landgute Leicht gesellten. Fast zu derselben Zeit ist man auf ein unterirdisches Grabgewölbe in der Kirche Santa Maria in Valle mit acht wohlerhaltenen Särgen und kurz darauf unter dem Pflaster der Piazza Paolo

Diacono, wo ein Stein noch heute die Fundstelle bezeichnet, auf einen großen, schmucklosen Sarkophag mit Deckel gestoßen, auf dem man nicht ohne Mühe die Schriftzeichen Cisul enträtseln konnte. Der Sarkophag enthielt ein wohlerhaltenes Skelett, dessen Brust ein mit Edelsteinen und eingepreßten, von langen Haaren umwallten Gesichtern verziertes, elf Centimeter großes goldnes Kreuz schmückte, während auf den Knien zwei grün angelaufne Kreuzlein lagen. Diese kleinen, aus dünnem Goldblech gearbeiteten Kreuze sind eine Eigentümlichkeit langobardischer Grabstätten; sie mögen als Amulette dem Toten auf seiner Reise ins Jenseits zum Schutz gegen Dämonen und böse Geister mitgegeben worden sein. Die in größerer, meist kostbar verzierter Form dagegen werden Ehrenzeichen von Helden und Heerführern gewesen sein, weil sie bis jetzt nur in wenigen, mit Waffen aller Art besonders reich ausgestatteten Gräbern zum Vorschein kamen und überdies manchmal das Monogramm langobardischer Könige trugen. Wir müssen daraus schließen, daß auch der auf der Piazza Paolo Diacono zutage geförderte Sarkophag, der neben dem prunkvollen Kreuz wertvolle Waffenstücke enthielt, offenbar eine Persönlichkeit von hohem Range barg. Ihn jedoch wegen der kaum leserlichen Inschrift Cisul für den Sarg des ersten, ruhmreichen Herzogs von Friaul zu erklären, wie es in Cividale geschieht, fehlt jede Berechtigung, da der Name Gisulf häufig unter den edeln langobardischen Geschlechtern Friauls wiederkehrt.

Man hat den Sarkophag heute in dem Museum untergebracht, das dem Dom gegenüber errichtet worden ist. Die Hauptzierde dieser Sammlung sind die langobardischen Grabfunde, die uns eine gute Übersicht über die hervorragenden kunstgewerblichen Leistungen dieses Volkes geben. Besonders zahlreich sind natürlich die Waffen, Lang- und Kurzschwerter (*spatha* und *Skramasax*), Lanzen, Pfeilspitzen, Schildbuckel vertreten. Sie sind von vortrefflicher Arbeit, ein Beweis, daß die Langobarden gleich den Vandalen sehr geschickte Waffenschmiede gewesen sind. Die übrigen Gegenstände, die Ketten aus Bernstein, Korallen oder farbigen Glasflüssen, bei denen die einzelnen Perlen bald groß wie ein Ei, bald klein wie ein Stecknadelkopf in bunter Folge, ohne Symmetrie aneinander gereiht sind, die Arm- und die Ohrringe und vor allem die mit Granaten oder andern Steinen und Ornamenten geschmückten Gewandnadeln und Gürtelschnallen verraten eine lebhafte Freude an Farbe und Glanz, einen förmlichen Drang zum Verzieren und Ausschmücken auch der geringfügigsten Gegenstände. Große Geschicklichkeit zeigt sich in dem Schliff der Steine und in der Verwendung des Emails auf glänzenden Metallplatten. Besonders diese, ursprünglich nur dem Orient eigne Verzierungsart ist so recht Eigentum der Germanen, vor allem der Langobarden geworden. Noch erinnert das italienische Wort *smalto* für Email, das zum erstenmal im neunten Jahrhundert in dem *Liber Pontificalis* auftritt, und das deutlich seine Abstammung aus dem althochdeutschen *smelzan* (gotisch *smaltjan*) verrät, an das hohe Ansehen, das diese von den Germanen auf eigentümliche Weise ausgebildete Kunst bei den Italienern des Mittelalters genoss. Die Art der Behandlung des Emails ist gewöhnlich folgende: meist sind auf die leuchtenden Metallplatten förmige Metallfäden, gewöhnlich spiralförmig, aufgenietet. In die so entstehenden

Zellenwände sind buntgefärbte Glaspasten oder auch Perlen eingesetzt, doch so, daß der glänzende Grund häufig zutage tritt, wodurch eine gute Licht- und Schattenwirkung erzeugt wird. Die Vorliebe für die Spirale tritt an allen den Gegenständen hervor; daneben finden wir als Verzierung angewandt Punkte, Zacken, bandartige Streifen, arabeskenartige Figuren, schematisch behandelte Eber- und Widderköpfe und dergleichen.

Dieser Hang zum Stilisieren nicht nur der Pflanze, sondern auch der Tier- und der Menschengestalt, der allen noch in den Rinderschuhen der Kunst steckenden germanischen Stämmen eigen gewesen zu sein scheint, hat gerade bei den Langobarden, wie auch die Gräberfunde zu Civezzano, Piedicastello u. a. beweisen, einen besonders lebhaften Ausdruck gefunden. Der Gedanke, daß sich diese phantastische, ans Bizarre streifende Verzierungsart nicht allein auf das Kunstgewerbe beschränkte, sondern auch auf Bauwerke übertragen wurde, liegt nahe. Es haben zwar neue Forschungen ergeben, daß ein großer Teil der Ornamente, die einst als unbestrittenes Eigentum langobardischer Geistesrichtung angesehen wurden, so der Zickzackfries, die Flechtbänder, Kreisnetze und Rosetten an Kunstwerken damaliger Zeit auf syrische und byzantinische Vorbilder zurückgeführt werden müssen; auch die allegorischen Szenen aus der Tierfabel, eine Art der Dekoration, die man öfters an Wandflächen und Fußboden der einst von Langobarden gegründeten Kirchen begegnet, entstammen wahrscheinlich direkt der orientalischen Anschauung. Demgegenüber bietet uns aber das Callixtusbaptisterium sowohl in den arabeskenartig verschörkelten Evangelistensymbolen als auch in den Pferdeköpfen mit gefiedertem Hals und Adlerschnäbeln ein be- redtes Zeugnis für solche Übertragungen langobardischer Kleinkunst auf Baudenkmäler dar. Ebenso werden die an Kerbschnitt erinnernden, eigentümlich flach gehaltenen Ornamente wohl Verzierungen entsprechen, die in der nordischen Heimat den einfachen Holzbau schmückten und nun im eroberten Lande auf das veränderte Material, auf Stein oder Metall übertragen wurden. So ist es sicher nicht ohne Bedeutung, daß die Ausdrücke für das Zimmern in der italienischen Sprache noch heute zum großen Teil germanische Abstammung verraten. Schon vielfach hat sich die Sprache als die einzige, immer aber als die beste und treueste Hüterin der Schicksale und der Einflüsse erwiesen, die ein Volk im Laufe der Zeiten durch ein andres erfahren hat. Auch erscheint es nicht ausgeschlossen, daß sich bei den sonderbar fragenhaften Gestalten, die gerade in den einst von Langobarden beherrschten Gebieten Italiens an Bauwerken des spätromanischen Stils auftreten, noch der den Langobarden eigne Hang zum Mystischen, Wunderlichen geltend macht.

Wenn somit der Besuch Cividales auch keine feststehenden Ergebnisse über das Wesen und die Entwicklung langobardischer Kunstweise gewährt, vielmehr darauf nur unsichere Streiflichter wirft, so leuchtet doch ab und zu ein Strahl aus dem Dunkel hervor, der uns verrät, daß ein frischer, lebensfähiger Zug die primitiven Werke dieses von der absterbenden römischen Kultur nicht angekränkelten Volkes durchdrang. Und gerade diese Lebensfähigkeit, dieser männlich schaffensfrohe Zug eines in jugendlicher Fülle strotzenden Stammes ist es dann auch gewesen, der als Pfropfreis dem dahinsiechenden, schmuckberaubten Stamm

antiker Kunst aufgesetzt, dem dünnen Holze die köstlichen Blüten entlockte, die uns in einer neuen Zeit der Kunst, an den Schöpfungen des elften und des zwölften Jahrhunderts in ganz Oberitalien wieder begegnen.



Herrenmenschen

Roman von Fritz Anders (Max Müllern)

7. Der neue Herr



auf die Beleuchtung kommt im Leben sehr viel an. Die zauberischen Farben, die wir im Theater bewundern, sitzen viel weniger auf den Kulissen als in den Lampen. In der nicht gemalten Welt ist es aber ebenso wie in jener gemalten. Da ist die eigentliche Künstlerin die Sonne, die die Rose zur Rose und das Paradies zum Paradies macht, aber ebenso schnell wieder auslöscht, was sie hervorgezaubert hat. Und dazu kommt die innere Beleuchtung, die jeder Mensch mit sich herumträgt, wie ein Leuchtkäfer sein Laternchen, und mit der er die Dinge anleuchtet. Wer verdrießlich ist, klappt sein Laternchen zu, und nun erscheint ihm alles grau in grau gemalt. Wer aber seine Laterne blank und die Flamme lebendig erhält, gewinnt damit den rechten Farbensinn und empfindet, wieviel Schönes täglich um uns blüht und glänzt. Ja, hier gilt das alte Wort: Was der Verstand der Verständigen nicht sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt. Und wenn von denen, die reines Herzens sind, gesagt wird, daß sie Gott schauen, wie sollten sie nicht auch Gottes Schöpfung schauen! Es kommt eben auf die blanken Fenster der Seele an.

Woran lag es nun, an der äußern oder der innern Beleuchtung, daß dem Doktor die Welt, die ihn umgab, so trostlos vorkam? Es war Herbst geworden. Die Sommervögel waren abgezogen, ich meine die Badegäste und die Kotte Korah und Herr von Kügelschen. Sie waren abgezogen nicht ohne die heiligste Versicherung, im nächsten Jahre wiederzukommen. Dann waren Wandervögel gekommen, vornehme Herren und hohe Beamte, die dem Weidwerk oblagen, des Herrn Amtshauptmanns Gastfreundschaft in Anspruch nahmen und mit ihm auf demselben Fuße verkehrten. Das kostete zwar den Herrn Amtshauptmann eine Menge Geld, gewährte ihm aber auch eine große Genugtuung. Ramborn hatte von den vornehmen Jägern gar nichts und von den Badegästen nicht viel gehabt, er empfand es aber doch als eine Verarmung, daß der Strand leer geworden war, und daß kein Mensch mehr den Weg zum Schloßchen fand. — Es war eben Herbst geworden.

Zuvor hatte es jedoch ein wahres Feuerwerk von bunten Farben gegeben, am Abendhimmel und im Meer und im Walde. Ganz „unmögliche“ Farben: brandrote Blätter und giftgrünes Gras, graugelber Himmel und violette, goldgeränderte Wolken. Dann aber war die herbstliche Dämmerung über das Jahr hereingebrochen. Die Farben erloschen, die Wälder nahmen ihre goldigen Kränze ab und standen da mit struppigem Haar. Der Himmel war grau, und der Boden kotig. Wie trostlos schwer ein grauer Herbsthimmel über der Erde lasten kann, das empfindet man nirgends tiefer als in weiter Ebne. Die Wolkenschicht liegt wie ein Deckel auf der Welt, wie eine Presse, die alles Leid auf Erden, das sich erheben und nach Hoffnung ausschauen möchte, auf den Boden niederdrückt.

Aber mehr als das bedrückte den Doktor und alle, die im preußischen Schloßchen wohnten, die peinliche Ungewißheit über Frau Mary. Sie war und blieb verschwunden. Man hatte nach allen Richtungen telegraphiert, man hatte überall da